

Am Geld.

Am Geld hat Judas seinen Herrn verraten,
Von dem er nichts als Liebe hat erfahren.
Am Geld, um blankes Gold drehn sich die Laten
Auch vieler, die den Schein des Hohen wahren.

Nach Gelde jagt zu Land und auf dem Meere
Die ganze Menschheit aus, die wahnbetörte,
Am Geld verspielt man seine teure Ehre,
Recht, Freiheit, Liebe, alle Lebenswerte.

Du Riesengöte Geld! Wie kannst du locken
Und uns das höchste Erdenglück verheissen!
Wie Judas aber stehn wir tief erschrocken,
Wenn wir, dir folgend, unser Glück zerreißen.

Paul Taler.

Der flotte Prinz.

Von M. Reinhold.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Es war ein kostbarer Abend gewesen, die jungen Damen behaupteten, sich nie so gut amüsiert zu haben. Wirklich war das Schauspielerspaar gleich diesen Abend mit ein paar lustigen Duetten im Kabarett auf der Bühne erschienen und hatte viel Beifall gefunden. Seine Position war also gesichert. Und Georg Friedrich hatte sich eingestehen müssen, daß die bürgerliche Solidität auch auf einem hohen festen Fuß stehen kann, der anscheinend gar nicht dafür bestimmt ist.

Man lachte, trank, scherzte und plauderte. Daß in dem Saale auch eine ganze Anzahl Schönauer zugegen waren, die mit vieler Neugier das Aneinander der beiden jungen Damen und ihres Begleiters beobachteten, war den Dreien entgangen. Ebenso hatten sie auch keine Ahnung davon, daß die Frau Bürgermeisterin von Schönau gerade an diesem Abend mit ihrer Tochter etwas besprechen wollte und von zufällig auf dem Bahnhof anwesend gewesen Leuten hörte, das Fräulein Rita sei mit dem Herrn Direktor Stark abgereist. Eine Stunde später hieß es in der ganzen Stadt, Bürgermeisters Rita hat sich entführen lassen. Eine Kriegserklärung hätte kaum größeres Aufsehen hervorrufen können.

Ziemlich pünktlich schritten die drei zum Bahnhof, um vor der nächsten Laternenlöschung wieder in Schönau zu sein. Eine größere Menschenmenge, die sich vor dem Portal angesammelt hatte, ließ annehmen, daß etwas Besonderes zu erwarten sei, aber Georg und seine Damen kümmerten sich wenig darum, die Zeit drängte nun doch. Als sie oben auf dem Bahnsteig anlangen, fuhr der Zug gerade ein. Sie wollten hinübergehen, als der diensthabende Beamte bat: „Einen Augenblick, meine Herrschaften, der Zug hält noch sieben Minuten bis zur Abfahrt nach Schönau.“

Gleich darauf kam vom Zug her eine kleine Gruppe von mit Hutziehen empfangenen Herrschaften auf die Wartenden zu, und Georg erkannte halb mit Humor, halb mit einem kleinen Schreck die stolze und imposante Gestalt der Prinzessin Konstanze, die seitdem sie bestimmt erwarten durfte, eine Königsbraut zu werden, noch herrscher, als früher auf die übrige Menschheit herabschaute. Für die ehrerbietigen Grüße von allen Seiten her hatte sie nur ein leichtes Kopfnicken. Jetzt stand sie plötzlich still, ihre Augen hatten Georg von Starckenburg gestreift und ihn trotz der veränderten Barttracht erkannt. Und das empfand auch der Prinz, der nur den Bruchteil einer Sekunde Zeit zum Ueberlegen hatte.

Sollte er sich plötzlich umdrehen oder die hohe Dame grüßen? Dann war es mit seinem Jufognito in Schönau vorbei, und wer wußte, was dann kommen würde. Aber sich zu verbergen, war nie seine Sache gewesen. Und als nun schon die Prinzessin mit verständnisvollem Lächeln, denn sie hatte ja von der Prinzessin Aliz in Grünfelde alles Nähere über des Prinzen Aufenthalt und Tätigkeit erfahren, ihm mit der Hand winkte und grüßend zurückte, da verbeugte Georg sich tief. Im nächsten Augenblick waren die Herrschaften vorüber.

Diese kleine Szene hatte eine große Wirkung hervorgerufen. Der Bahnbeamte hat ihn höflichst, mit seinen Begleiterinnen im Zuge Platz nehmen zu wollen, und das Publikum drängte sich um ihn. Aber am meisten perplex waren doch, wie Georg erst im Wagenabteil merkte, seine beiden jungen

Damen. Sie sahen ihn nur von der Seite an, schwiegen aber, bis der Zug sich in Bewegung setzte.

Da plätschte des Bürgermeisters-Töchterlein Elise aus Friedental mit den Worten heraus: „Und Durchlaucht sind es doch!“

„Wer soll ich sein?“ verfezte er ganz unbehagen.

„Seine Durchlaucht der Prinz Georg Friedrich von Starckenburg,“ verfezte Elise siegreich. „Ich habe es immer und immer wieder gesagt, weil ich Durchlaucht aus Friedental genau kenne. Aber mir wollte ja niemand glauben!“ schloß sie mit einem naiven Seufzer.

„Und was sagen Sie, Fräulein Rita?“ wandte sich Georg an die zweite junge Dame. „Sie glauben es doch gewiß nicht?“

„Aber warum hat die stolze Prinzessin denn Sie so freundlich begrüßt?“ fragte Rita sehr klug zurück. In dem kritischen Moment kam Georg ein guter Einfall.

„O, das ist von meiner Militärzeit her; ich hatte damals den Wagen der Prinzessin, als diese das Regiment im Manöver besuchte, führen müssen, und das hat die hohe Dame noch nicht vergessen.“

Die Frage blieb auf sich beruhen. Und als der Zug nun bald in den Bahnhof von Schönau eintraf, da war die Zeit zu Debatten über diesen Punkt vorüber. Denn auf dem Bahnhofsvorplatz stand das Bürgermeisterpaar von Schönau, das sich zu einer Reise in die Residenz gerüstet hatte, um die „Häuflinge“ einzuholen.

Nun, es gab eine recht dramatische Szene, in der der Herr Direktor Stark sich vergebens zu verteidigen suchte. Alle seine Einwendungen schnitt die Frau Bürgermeisterin mit den Worten ab: „Aber die Leute haben es doch alle gesagt.“ Und Georg konnte sich leider auf lange Erörterungen nicht einlassen, denn dann mußte auch der Gruß der Prinzessin Konstanze mit auf's Tapet kommen, und dann war alles hier in Schönau aus.

Georg Friedrich ließ es sich nicht träumen, daß die Tage seines freiwilligen Aufenthalts in Schönau für jetzt oder später weit mehr gezählt waren, als er annahm. Zwei Briefe gingen ihm fast zu gleicher Zeit zu. Der eine mit schwarzem Rande kam aus Hartenstein, und die Komtesse Gertrud meldete darin das Ableben ihrer Tante, die einem plötzlichen Erkältungsleiden zum Opfer gefallen. Die junge Gräfin sprach auch jetzt kein Wort über die Zukunft, sie bat den Gekliebten nur, wenn es ihm irgendwie möglich sein sollte, zur Beilegung zu kommen. Für Georg aber war es nach Durchsicht dieses Schreibens feststehend, daß er Gertrud nicht mehr lange einsam in dem alten Hartenstein lassen konnte, daß er Mittel finden müsse, um seinen Vater zur Einwilligung seiner Vermählung zu bewegen.

Dann erst öffnete er den zweiten Brief, der die festen und kräftigen Schriftzüge des „Fräulein Chef“ zeigte, und immer ernster wurde sein Gesicht, je länger er las. Und als er endlich die Letztzeile beendet hatte, atmete er tief auf, die Lösung für seine Zukunftspläne, für seinen Zukunftsweg war wie durch ein Wunder gefunden. Das Schreiben aber lautete, wie folgt:

„Euere Durchlaucht! Sie müssen mir schon gestatten, daß ich Sie so anrede, denn die Tage des Direktors Georg Stark sind nun wohl und, wie ich denke, für immer vorüber. An seine Stelle tritt wieder der Prinz Georg Friedrich von Starckenburg, der die Pflichten zu erfüllen hat, die ihm seine Geburt auferlegt hat. Daß ich Ihnen schreibe, geschieht auf Wunsch seiner Hoheit des Fürsten, Ihres gnädigen Herrn Vaters.“

Ein ernstes Ereignis hat sich in der letzten Nacht hier im Schlosse zu Grünfelde abgespielt, und das Geschick hat mich ausersehen, um einem genialen Manne, dem Erbprinzen, Ihrem Herrn Bruder, das Leben zu erhalten. Ich gedachte heute das Jagdschloß, auf dem ich so lebenswürdig empfangen worden war, zu verlassen und war gestern noch in später Stunde mit dem Baden meines Koffers beschäftigt, als ich im Laboratorium des Erbprinzen einen heftigen Knall vernahm, dem, wie ich vom Fenster meines Zimmers aus gewahrte, ein greller Feuerchein folgte. Ich läutete sofort nach dem Dienzimmer, ließ Seine Hoheit und Ihre Durchlaucht die Prinzessin Aliz benachrichtigen und eilte dann nach dem Laboratorium. Der Erbprinz hatte mir gestern von Experimenten gesprochen, die einige Gefahr mit sich brachten; ich wußte also, worum es sich handelte, konnte auch sofort ein Mittel anwenden, um die Wirkung der giftigen Dämpfe abzuwehren. Bei meiner eifrigen Tätigkeit hatte ich gar nicht beachtet, daß Seine Hoheit und die Prinzessin hinter mir standen, und sie wurden nun gegen

meinen Willen Zeugen von meinem Rettungswerk, das, ich darf es zu meiner großen Freude sagen, vollständig gelang. Als der Arzt eintraf, konnte er feststellen, daß der Erbprinz sicher dem Leben erhalten bleiben werde.

Eurer Durchlaucht habe ich nun eine Mitteilung zu machen, die ich gern unterlassen hätte, wenn sie nicht unbedingt notwendig zur Klarstellung der Verhältnisse wäre. Seine Hoheit der Fürst hatte heute vormittag längere Zeit am Krankenbette des Erbprinzen gewilt und bat mich dann um eine Untertredung. Auf meinen Wunsch unterließ er alle Dankfagungen und erzählte mir, der Prinz bitte um meine Hand. Er wünsche sich in seiner Gattin eine treue Mitarbeiterin bei seinen genialen Arbeiten, und niemand könne ihm das besser sein, als ich. Ich gestehe Eurer Durchlaucht aufrichtig, daß ich den Erbprinzen im höchsten Maße schätze und mich, wenn er ein schlichter Kaufmann oder Ingenieur wäre, nicht einen Augenblick bestimmen würde, ihm mein Ja zu geben. Aber ich kann nicht die Gattin eines Mannes werden, dessen Stellung im Leben mich unbedingt zwingt, auf meine Tätigkeit in unserer Firma, deren Erbin ich nun einmal bin, zu verzichten. Und nie würde ich dulden, daß der Erbprinz um meinetwillen sich irgendwelche Selbstbeschränkung auflegte. Ich habe das alles Seiner Hoheit mitgeteilt und gebeten, es dem Erbprinzen in schonendster Weise zur Kenntnis zu bringen. Ich bin in meinem Entschluß fest und überzeugt, der Erbprinz wird erkennen, wie mein Nein für ihn und mich am besten ist.

Seine Hoheit hat mit mir nochmals gesprochen und Eurer Durchlaucht Tätigkeit in unserer Fabrik erwähnt. Ich habe dem hohen Herrn offen gesagt, daß Eure Durchlaucht meinem Vater und mir viel genügt haben, daß wir Sie ungern aus Ihrem Antefcheiden sehen würden, das auch Ihnen lieb geworden ist. Aber für immer kann dies Ant doch nicht dauern, denn wenn ich den Erbprinzen recht kenne, wird er sich kaum vermählen, Eure Durchlaucht werden also Thronfolger werden. Seine Hoheit nicht zustimmend, als ich diese meine Meinung aussprach. Und da habe ich, Durchlaucht wollen es mir verzeihen, die Gelegenheit benützt, von der Komtesse Gertrud von Hartenstein zu reden. Der Fürst war erstaunt, daß ich die Dame kannte, und er sprach eingehend mit mir. Ich kann nicht alle Einzelheiten wiederholen, aber zum Schluß reichte er mir die Hand mit den Worten: „Sie haben mir einen Sohn erhalten, Sie sollen sehen, daß ich Sie schätze. Es sind besondere Gründe, aus welchen ich bisher die Genehmigung zur Vermählung meines jüngsten Sohnes mit Gertrud Hartenstein verweigerte. Heute sage ich Ihnen zu Liebe ja, mit freudigem Herzen ja. Und Sie selbst sollen das ihm schreiben.“

Ich lächelte dem gütigen Herrn die Hand und gebe Eurer Durchlaucht bewegten Herzen diese Kunde. Es ist mir niemals in den Sinn gekommen, daß ich, die ein nüchtern praktischer Kaufmann stets zu sein glaubte, jemals berufen sein könnte, ein Stück Vorsehung und noch dazu in einem fürstlichen Hause spielen zu können. Und daraus habe ich erkannt, daß doch auch ideale Gedanken am trockenen Holz des Stammes des Kaufmannsbaumes frischen. Vor Ihrem Scheiden aus Schönau hoffe ich Sie noch mit meinem Vater dort begrüßen zu können. Ihre ergebene L. Hartmann.“

Wieder und wieder las er das Schreiben. Dann setzte Georg sich hin und schrieb an seine Braut, an seinen Vater und an das hochberzige „Fräulein Chef.“

Das Begräbnis der alten Gräfin Hartenstein Erzellens, dem Georg Friedrich beigeohnt hatte, war still verlaufen u. vorüber. Es war der ausdrückliche Wunsch der alten Dame gewesen, jeden unnötigen Pomp vermieden zu sehen und ihre Richte hatte dem entsprochen. Komtesse Gertrud war von der pflichtigen Wendung in den Beziehungen des Gekliebten zu seinem Vater auf das Freudigste überrascht, beide waren aber dafür, ihr Verlobnis bis zum Ablauf des Trauerjahres geheim zu halten. Da Georg Friedrich in einigen Monaten, je nach dem Wunsche seines Vaters, nach Schloß Grünfelde zurückkehren wollte, so hatten sie ja alle Aussicht, einander häufiger zu sehen. Dann war er wieder nach Schönau gefahren und waltete dort in gewohnter Weise seines Amtes, nachdem er auf der Rückreise nach Herrn Hartmann aufgesucht und mit ihm das nötige besprochen hatte.

Der Briefträger des Schönauer Postamtes kam an einem schönen Morgen in sehr großer Aufregung in den Gasthof zur Reichskrone, wo er die Frau Rosel zur Seite winkte.

„Sie trugen gegen Jesus, ganz gegen Frau Birkin,“ sagte er; „was bloß die Leute in der Stadt für Augen machen werden!“

„Woher wissen Sie das?“ forschte Frau Rosel atemlos.

Er zog einen mit Krone und Wappen geschmückten Brief, den er sorglich apart gesteckt hatte, aus seiner Tasche. „Da sehen Sie die Aufschrift: „An Seine Durchlaucht den Prinzen Georg Friedrich von Starckenburg, Schönau, Gasthof zur Reichskrone.“ Da die Durchlaucht noch nicht hier ist, muß der hohe Gast doch jede Stunde eintreffen.“

Frau Rosel stand still und starr. Sie hatte den Brief in der Hand, laß wieder und wieder die Adresse und hatte auf das weitere Sprechen des Postboten keine Antwort. Etwas für den Augenblick ganz Unfassbares flüchtete und wirbelte in ihrem Kopfe durcheinander.

„O Sie Esel,“ rief sie mit einem Male und schlug beide Hände über dem Kopfe zusammen.

„Was, ich ein Esel?“ versetzte der Beamte entrüstet. „Na, hören Sie einmal, wenn das der Daul sein soll, daß ich Ihnen das alles gesagt habe, dann werde ich mich künftig hüten.“

„Ach, Sie meine ich ja gar nicht,“ rief Frau Rosel aufgeregt dagegen. „Lassen Sie sich heute mittag vom Kellner dafür ein Glas Bier geben. Mich selbst meine ich ja. Herrgott, wo habe ich denn bloß meine Augen gehabt.“ Und vielsagend, wenn auch schweigend tippte sie sich dreimal mit dem Finger vor die Stirn.

Kopfschüttelnd ging der Briefträger davon, während Frau Rosel zu ihrem Gatten stürzte, der nach dem angekrengelten Nachtdienst noch in den Federn lag.

„Mann, steh' auf, die Welt geht unter!“

Der Reichs-Kronen-Birt war eine phlegmatische Natur. „Dann wärst Du nicht hier,“ antwortete er, „und die Sonne schien auch nicht.“ schloß er mit einem Blick auf das sonnenumglänzte Fenster.

Da zeigte ihm Frau Rosel den Brief. Mit einem „Donnerwetter nochmal, warum sagst Du das nicht gleich?“ sprang ihr Mann aus dem Bette. „Schnell laß das beste Zimmer parat machen. Ja, das hat ja der Herr Starl. Na, der muß hinaus, der wird ausquartiert, das ist in diesem Falle ganz selbstverständlich.“

„Der bleibt drin!“ rief die streitbare Frau und stemmte die Arme in die Hüften. „Mann, merkst Du denn gar nichts? Jetzt ist mir vieles klar geworden, was ich mir nicht erklären konnte. Dieser Prinz Georg Friedrich von Starckenburg ist der Herr Direktor Starl selbst.“

„Du bist wohl verrückt! Ein wirklicher Prinz sollte im Arbeitskitzel umherlaufen, wie es der Herr Starl in der Fabrik doch oft genug getan hat? Und so lange sollte er bei uns wohnen und sein Sterbenswort sagen? Geh, laß mich mit solchen Redensarten zufrieden!“

„Und es ist so!“ blieb Frau Rosel dabei. „Denk einmal daran, als die Herren Offiziere hier waren, wie sie alle mit Herrn Starl vertraulich taten. Das tun sie sonst nicht. Warte nur ab, wenn der Herr Direktor mittags heimkommt.“

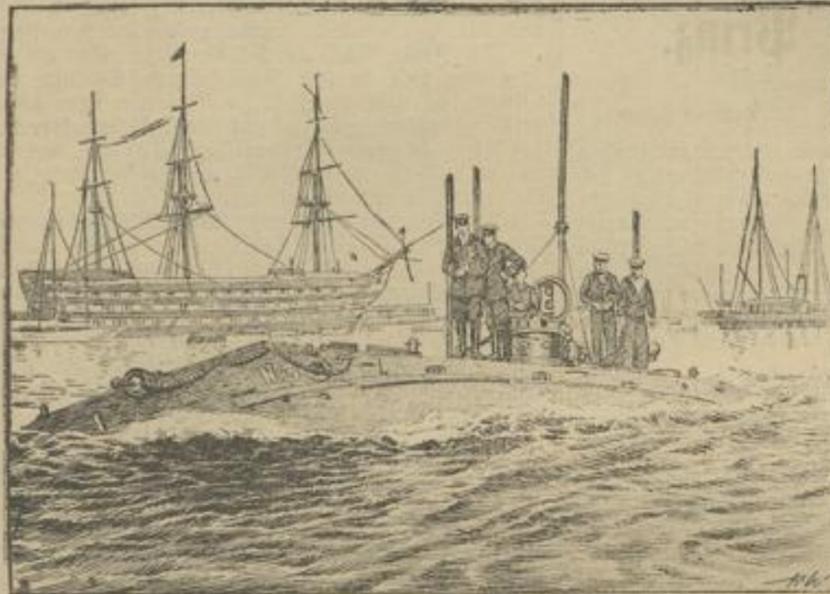
Fortsetzung folgt.

Allerlei.

§ Neues von der Funkentelegraphie. Während man früher bei einer Fahrt über das Meer auf jede Verbindung mit der Heimat verzichten mußte, kann man jetzt dank der Entwicklung der Funkentelegraphie ununterbrochen überallhin in Verkehr treten. In welchem Umfange hiedon Gebrauch gemacht wird, geht daraus hervor, daß im vorigen Jahre von einem zwischen Hamburg und Newyork verkehrenden Personendampfer während einer Hin- und Rückreise 526 Telegramme mit 6664 Wörtern bearbeitet worden sind. Mit Einführung des Systems der wählenden Wochensenden hat die Entwicklung der drahtlosen Telegraphie einen weiteren Fortschritt erhalten. Die großen Küstenstationen, wie z. B. die deutsche Küstenstation Norddeich, versorgt die Schiffe der See zweimal täglich mit den neuesten politischen und Handelsnachrichten und übermitteln täglich um 1 Uhr mittags und nachts ein Zeitsignal zur Einstellung der Schiffschronometer. Außerdem gibt sie den Schiffen Nachrichten über Wetter, Sturm usw. Man sieht hieraus, daß die Funkentelegraphie für die Schifffahrt geradezu unentbehrlich geworden ist.

§ Rechtspruchwörter. Die Rechtspruchwörter haben in der Rechtspflege der Völker von jeher eine große Bedeutung gehabt. Wir lesen bei Cicero in seinem Werk „Ueber die Pflichten“ das gewichtige Wort: „Summum jus, summa injuria“, dem die deutsche Form „Zu viel Recht ist Unrecht“ nachgebildet ist. Derselben Rechtspruchwörter, die schon seit langer Zeit im Volksmunde leben, sind auch für den Rechtswissenschaftler kein Rätsel. Die Erscheinung, daß sie meist in Reimform auftreten, läßt sich dahin erklären, daß sie so leichter behalten werden konnten. Aus der Menge dieser Sprüche seien hier

einige mitgeteilt. Man hängt seinen, man hätte ihn denn; — Wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren; — Gezwungen Eid, ist Gott leid; — Was man schreibt, das bleibt; — Bürgen soll man würgen. — Auf Handel und speziell Kaufmannschaft beziehen sich die folgenden, bekannten Sprichwörter: „Jeder Kaufmann lobt seine Ware“ und „Augen auf, Kauf ist Kauf“, die sich gegenseitig ergänzen und die etwa folgendermaßen zu erklären wären: Jeder Kaufmann sucht seine Ware auf Kosten anderer anzupreisen, der Käufer muß aber seine Urteilskraft geltend machen und nicht alle im Handelsverkehr gebräuchlichen Redensarten für bare Münzen nehmen. Von weiteren Sprichwörtern gehören daher noch: „Kaufmannschaft leidet keine Freundschaft“ und das mehr allgemeine, dem Sinn nach ganz Verwandelte: „In Gefachen lört die Gemütschleit auf.“ — Einzelne Sprichwörter, aus denen man etwaige Schuldbeweise konstruieren könnte, sind völlig wertlos und deshalb abzuweisen, wie z. B. „Korbart, Schelmart — Spitziges Sinn, bedeutet einen bösen Sinn,“ oder wie es im Volke bekannt ist, „In einem Spitzigen Sinn sitzt gewiß der Teufel drin.“ — Die Bildung von Rechtspruchwörtern war zur Zeit der Schöffengerichte ein Bedürfnis, da damals noch Männer aus dem Volk das lebendige Recht des Volkes erteilten. Der Sachsen- und Schwabenspiegel sind wichtige Fundgruben für die Rechtspruchwörter.



Zum Untergang des englischen Unterseebootes „A 3“.

§ 386 Orden. Kaiser Wilhelm II. hat wieder drei neue Dekretationen für artige Untertanen gestiftet, drei neue Orden an einem Tage. Ist es da nicht an der Zeit, die Ordenswirtschaft statistisch zu erforschen? Wenn die Orden auch eine bald tausendjährige Geschichte haben, so sind sie in ihrer heutigen Bedeutung doch ganz ein Erzeugnis des 19. Jahrhunderts. Denn zu Ende des 18. Jahrhunderts gab es nur 58 Orden, während die Summe aller in allen Kulturstaaten existierenden Orden und Ehrenzeichen zur Zeit 386 beträgt! Der erste Orden wurde im Anfang des 11. Jahrhunderts gestiftet, aber schon am Ausgang desselben zählte man 7 Orden, im 12. Jahrhundert kamen dann nur 2 neue hinzu, im 13. 6, im 14. 7, im 15. 9, im 16. 3, im 17. 32. Das Zeitalter Ludwigs XIV. mit seinen höfischen Tendenzen war also ziemlich schöpferisch auf dem Gebiete des Ordenswesens. Aber das 19. Jahrhundert stellt mit 263 neuen Ordensstiftungen einen Rekord auf! Der große Deutschenkaiser Jakob Grimm hat einmal gesagt, daß die Ordensstiftungen immer in die Zeit des politischen Niederganges fielen. Als Napoleon die Monarchen und Monarchen Europas zu Baalens trieb, da trösteten diese sich über den Bankrott ihrer Herrlichkeit, indem sie Orden über Orden erfanden. Selbst die staatspolitischen Leistungen der letzten zehn Jahre stehen in keinem gesunden Verhältnis zu den 64 Orden, die in diesem Zeitraum neu geboren sind. Sogar die Frauen verlangten ihren Anteil an der Ordenswirtschaft, und schon gibt es solche, die nur dem schönen Geschlecht zugänglich sind. Erst im vorigen Jahre ist gelegentlich des 100. Geburtstages der Kaiserin Augusta die Augusta-Medaille gestiftet worden. Dr. J. B. in der Fr. Blg.

§ Das Kriegsgericht in der Wüste. Der im türkischen Kriegslager in der Wüste von Tripolitaniens weilende englische Korrespondent Alan Osler schildert in einem fesselnden Kriegsbriefe aus dem Lager von Senati Ben Abdem die gerechte Strafe, die zwei von den Italienern bezahlte arabische Spione für ihren Verrat von den Türken erhalten haben. Die Spione begaben sich in das Lager der arabischen Hilfstruppe, um den Versuch zu unternehmen, die Wüstenstraße durch Geld und Versprechungen von der Fortsetzung des Kampfes gegen die Italiener abzubringen. Für die Stimmung und den Geist bei den Arabern ist es bezeichnend, daß die beiden Männer, die zwei verschiedene Lager

aufgesucht hatten, ohne Umstände sofort festgenommen und gefesselt den türkischen Offizieren übergeben wurden. Ihre Schuld war nicht offenkundig bewiesen, aber der türkische Befehlshaber rief ein Kriegsgericht zusammen, um den Verräter regelrecht zu verhören und dann das Urteil zu fällen. Osler besand sich gerade im Zelt des Befehlshabers, als man den einen der beiden Spionen hereinführte. Er war barfuß und die Arme hatte man ihm mit Seilen gefesselt. Ein großer, hämmiger Kerl mit einem mächtigen Stiernacken und einem Schädel, der wie aus Bronze gemeißelt schien. Der Mann schaute finster drein, trotzig, er trug die blaue Uniform eines türkischen Gendarmen. Jemand hob eine Kerze und leuchtete dem Gefangenen ins Gesicht, um das Truppenabzeichen am Kragen der Uniform erkennen zu können. Der Spion stand unbeweglich, blinzelte nur im hellen Lichtschein der Kerze und antwortete auf alle Fragen nur kurz und einseitig. Dann, am nächsten Morgen, als der stahlfarbene Himmel im Osten durch den ersten Widerschein der Sonne gelblich strahlte, wurde vor den versammelten Arabern das Urteil vollstreckt. Türkische Soldaten bildeten einen Kreis um den Pfosten, an dem die mit schwarzem Wachs und Fett gestrichene Schlinge herabhing. Als der Spion dem Galgen gegenüberstand, zitterten seine Arme, aber in seinen Nerven bewahrte er krampfhaft die Fassung. Von allen Seiten tönten die jornigen Rufe der Araber, die dem braunen Kerle verächtlich das Wort „Verräter!“ zuschleuderten, dann aber entstand plötzlich tiefe Stille und ein Offizier begann das in arabischer Sprache abgelesene Todesurteil laut zu verlesen. Nirgend unter den Arabern fand ich eine Spur

von Mitleid für diesen Sohn ihrer eigenen Rasse. Ein türkischer Soldat aber schnaupte wie ein verängstigtes Pferd, als man den Gebundenen auf das Fah hob, das am Fuße des Galgens stand. Der Mann hatte noch die Spuren von Sand und Staub auf Stirn und Nase; vor seinem letzten Gange hatte er auf arabische Weise gebetet und sich zu Boden geworfen, aber die gebundenen Hände vermochten die Spuren dieser trüben Andacht vor dem Sterben nicht mehr aus dem Gesicht zu wischen. Mit einer hastigen Bewegung schleuderten dann zwei Soldaten das Fah unter den Füßen des Spions beiseite. Seine Brauen zogen sich empor wie bei einer Grimasse des Erstaunens, grell rasselte und pfliff auf eine Sekunde die Kehle, an der die Schlinge befestigt war; dann, nach einem zitternden Krampf, hing der Mann tot und bewegungslos über

den Köpfen der Menge. Auf dem nahen Hügel schrie ein Weib höhnisch auf, als die Urteilsvollstreckung begann. Sofort nach der Hinrichtung trat ein arabischer Scheich mit einem kurzen Speer benommen in den Kreis um den Galgen, hob seine Waffe, rief ein paar Worte, deutete dabei auf den Erhängten und berührte dabei mit der Spitze seines Speeres beinahe die Brust des Toten, über die in dünnen schwarzen Linien das Fett von der Schlinge herabtränfelte. Das Todesurteil mit seinen arabischen Schriftzeichen wurde dem Spion auf die Brust gedrückt und dann trat ein alter Weislicher in den Kreis und begann weithin hallend zu singen. „Ach, der Verräter des arabischen Volkes! Was soll geschehen mit dem Verräter unseres Volkes? Er soll erdroffelt werden mit Stricken.“ Und von allen Seiten drang es aus Tausenden von Kehlen zustimmend: „Allah, Allah! Allah!“ Dann wies der Sänger mit dem Zeigefinger auf das Gesicht des Toten und hielt ihm sein Verbrechen vor. Der aber hing über allen Köpfen droben am Galgen, den Kopf auf der Schulter, und es war, als grinste das verzerrte Gesicht höhnisch auf den Sänger herab und auf das ganze Volk weitem.

§ Aus der Schule. Der Schulinспектор läßt sich von einem Jungen zweifelhafte Zahlen diktieren und schreibt sie absichtlich verkehrt an die Schultafel. Der Junge bemerkt das, diktiert mit lauter Stimme 11 und bemerkt rasch dazu: „So jek' schreib des an hindervür.“

Zu unseren Bildern.

Das englische Unterseeboot „A 3“

Ist an der Küste der Insel Wight in der Nähe von Ventnor mit Mann und Maus untergegangen. Das Unterseeboot, an dessen Bord sich vier Offiziere und 10 Mann befanden, gehörte zur Portsmouther Tauchbootsflotte und war mit sechs anderen Unterseebooten und dem Zwillings-schraubentorpedoboot „Hazard“ zu einer Übung ausgefahren. Im Verlauf dieser Übung stieß „A 3“ mit dem „Hazard“ zusammen und ging unter. Da keinerlei Rettungsapparate an Bord waren, fand die ganze Besatzung den Tod. Die furchterliche Katastrophe ist die Wiederholung einer anderen, die vor 8 Jahren fast an der gleichen Stelle stattfand. Damals wurde dort ein Schwefelschiff des „A 3“, das Unterseeboot „A 1“, von einem Passagierdampfer in den Grund gehohrt. Beide Boote gehörten zum ältesten Typ der britischen Unterseeboote, verdrängten 204 Tonnen und waren mit zwei Torpedorohren bewaffnet.